

Verhaltens — biologie Hund Praxisbuch

KOSMOS



Wie
Rasse,
Geschlecht,
Aussehen
und Alter
das Verhalten
beeinflussen



Udo Gansloßer
Petra Krivy

Dieses E-Book ist die digitale Umsetzung der Printausgabe, die unter demselben Titel bei KOSMOS erschienen ist. Da es bei E-Books aufgrund der variablen Leseeinstellungen keine Seitenzahlen gibt, können Seitenverweise der Printausgabe hier nicht verwendet werden. Stattdessen können Sie über die integrierte Volltextsuche alle Querverweise und inhaltlichen Bezüge schnell komfortabel herstellen.

Den Unverstandenen

*Stumm ist der Fisch, doch nicht nur er:
auch einen Wurm verstehst Du schwer.*

*Selbst deines treuen Hunds Gebell
entzifferst Du nicht immer schnell.*

*Auch bei den Rindern, Hühnern, Schweinen
kannst du nur raten, was sie meinen.*

*Drum spreche ich als Anwalt hier
für jedes unverstandne Tier.*

*(Für'n Papagei brauch ich das nicht,
weil er ja für sich selber spricht!)*

Heinz Erhardt

Zu diesem Buch

Häufig stellen bestimmte Verhaltensweisen oder Reaktionen des Hundes den Hundehalter vor Rätsel. Warum tut mein Hund das? Und warum tut er es jetzt, obwohl er es früher nicht getan hat? Warum verhält sich mein Hund phasenweise merkwürdig, dann wieder völlig normal? Habe ich Fehler in der Erziehung gemacht, oder ist mein Hund krank? Viele Fragen stellen sich dem Hundehalter, und nicht selten ist er mit dem Suchen nach Antworten überfordert. Heutzutage ist das Angebot an Hundeschulen groß, jedoch bedeutet hier Quantität nicht unbedingt Qualität – ein weiteres Dilemma für den ratsuchenden, womöglich bereits verzweifelten Tierfreund. Und man weiß es aus allerlei anderen Zusammenhängen: Ist die Not und die eigene Hilflosigkeit groß, so wird gern und dankend alles angenommen und geglaubt, was nur halbwegs plausibel klingt und Erfolg in Aussicht stellt. Logisches Denken und gesundes Bauchgefühl werden in dieser Situation vergessen. Das dicke Ende kommt dann (meistens) später! Doch sind bestimmte Verhaltensweisen, auch wenn sie als problematisch empfunden werden, nicht grundsätzlich durch einfache Trainingsmaßnahmen und/oder veränderten Umgang mit dem Hund abzustellen und zu »korrigieren«!

Manchmal »tickt« der Hund gerade so, wie er »tickt«, weil seine biologische Uhr ihm dies so vorgibt. Manchmal verhält ein Hund sich so, wie er sich gerade verhält, weil ihm biologische Grundbedürfnisse nicht oder nicht ausreichend erfüllt werden. Und manchmal reagiert ein Hund eben so, wie er gerade reagiert, weil biologische Steuerungen im Körper ihm keine anderen Reaktionen zulassen, weil irgend etwas im System nicht so »funktioniert«, wie es eigentlich funktionieren sollte.

Und hier könnte man sich »den Wolf trainieren«, befriedigende Ergebnisse würde man nur bedingt bis gar nicht erzielen (können). Doch der Mensch wird ja bescheiden und begnügt sich im Zweifelsfall auch mit kleinen Erfolgen. Für den Rest finden sich passende Ausreden. Doch werden wir unseren Hunden damit gerecht? Sicher nicht! Unseren Wünschen und Vorstellungen auch nicht! Lediglich der Hundetrainer wird reich – und der kann sich dann viele biologische und gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigen!

Deshalb sollten wir unseren Hund lieben, schätzen und respektieren. Und ihn nehmen als das, was er ist: Ein soziales Lebewesen mit Bedürfnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, aber auch mit Ansprüchen und Anforderungen, die er an uns und das Zusammenleben mit uns stellt. Der Hund ist ein Lebewesen, welches einen Körper und eine Psyche hat, die wiederum den biologischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind und biologischen Abläufen unterliegen. Damit ist der Hund doch eigentlich sehr menschlich, oder? Doch halten wir uns ein Zitat von Erik Zimen stets vor Augen, lassen wir den Hund »Hund« sein und bemühen uns, ihn auch als Hund zu erkennen.

»Wenn wir dem Hund gerecht werden wollen, dürfen wir ihn keinesfalls mit menschlichen Maßstäben messen. Nichts verfälscht seine Wirklichkeit mehr als die Vermenschlichung.«

Erik Zimen, 1988

Dennoch sei an dieser Stelle ein »Ausflug in die menschliche Gesellschaft« aus dem Grund erlaubt, um auf die enorme Bedeutung hinzuweisen, hier und da das eigene Gehirn sinnvoll zum Denken zu benutzen, aber manche Dinge eben auch intuitiv aus dem Bauch heraus zu entscheiden.

Eckart von Hirschhausen sagt zutreffend: »Das menschliche Gehirn ist die komplizierteste Sache der Welt. Dummerweise kommt es ohne Gebrauchsanweisung. Automatisch gehen die meisten Leute intuitiv falsch damit um. Sie sagen sich: ›Ich möchte mir mein Gehirn möglichst lange frisch erhalten, indem ich es möglichst selten benutze!‹« Dieses Zitat stammt aus dem durchaus empfehlenswerten Buch: »Irre – wir behandeln die Falschen, unser Problem sind die Normalen« von Manfred Lütz, in welchem sich eine weitere provokative, wie wunderbare Passage befindet:

»Die Leber wächst mit ihren Aufgaben, behauptet Eckart von Hirschhausen. Gilt das nicht auch für das Gehirn? Der Kabarettist Jürgen Becker ist da anderer Auffassung. Er hält Bandwürmer evolutionär für fortgeschritten, weil sie das Gehirn wieder abgeschafft hätten. Sie lebten als Schmarotzer im Darm, seien bestens ernährt und fühlten sich auch sonst sauwohl. Ein Gehirn sei da völlig überflüssig. Wir Menschen dagegen steckten voller Probleme. Wir hätten größte Schwierigkeiten, uns reibungslos zu ernähren, effektiv fortzupflanzen und auch sonst Spaß am Leben zu haben. Daher müssten wir ein Gehirn mit uns rumschleppen, das Probleme löst, die wir ohne dieses überflüssige Luxusorgan gar nicht hätten.«

Auf den folgenden Seiten möchten wir dem Hundehalter verschiedene »Fä(e)lle« aus dem Alltag schildern, von denen eigentlich jeder Besitzer eines bellenden Vierbeiners das eine oder andere Erlebnis so oder so ähnlich selbst schon erlebt hat. Es geht dabei nicht um das detaillierte Aufzeigen von Trainingsschritten; wer diese sucht, der wird unser Werk vergeblich in die Hände nehmen und vermutlich enttäuscht auch wieder zur Seite legen. Schade ...! – Vielmehr wollen wir versuchen, Hintergründe von Verhaltensweisen aufzuzeigen, die biologisch begründet sind und/oder aufgrund falschen bzw. unangemessenen Umgangs entstanden sind und sich im Hund unter Mitwirkung von biochemischen Prozessen gefestigt haben. Nicht alles im Zusammenleben von Mensch und Hund lässt sich über Erziehung regeln, und verliefe sie auch noch so

optimal. Manchmal müssen Rahmenbedingungen verändert werden, manchmal gilt es, bestimmte Phasen einfach zu überbrücken, manchmal sind Reaktionen für den Hund völlig »normal«, auch wenn sie den Menschen befremden. Und manchmal sind Dinge nicht zu ändern und sollten dann auch als Gegebenheit hingenommen werden (können) – vorausgesetzt, es kommt dabei niemand zu Schaden! Nicht jedes Verhalten unseres Fellkumpans, das der Mensch als »auffällig« und womöglich »gestört« empfindet, ist letztlich wirklich ein auffälliges Verhalten im eigentlichen Sinn. Lassen Sie uns doch einfach frei nach Karl Valentin festhalten: »Gar nicht auffällig ist auch nicht unauffällig!«

KAPITEL 1

Biologische Begriffe und ihre Bedeutung

Wollen wir uns mit verhaltensbiologischen Aspekten näher befassen, so ist es unerlässlich, einige Begriffe und ihre Bedeutung etwas genauer zu betrachten. In den Fällen kommen wir darauf immer wieder zu sprechen, am konkreten Beispiel lässt sich manches besser erklären und verdeutlichen. Überlegen wir zu Beginn, was eigentlich biologische Grundbedürfnisse für den Hund sind und ob sich diese von denen des Menschen unterscheiden. Letztlich sind beide Arten soziale Lebewesen, was das Zusammenleben erst ermöglicht.

Biologische Grundbedürfnisse und Bedarfslagen

In der modernen tierschutzbiologischen Forschung wird, ebenso wie im allgemeinen Sprachgebrauch, zwischen Bedürfnis und Bedarf unterschieden. Am besten verdeutlichen wir das in unseren Veranstaltungen immer am Beispiel eines Rauchers: Dieser verspürt öfter ein Bedürfnis nach einer Zigarette, obwohl sein Körper keinen Bedarf für Nikotin oder die anderen darin enthaltenen Stoffe hat. Ein Bedarf wird also durch physiologische, physische oder andere körperliche Anforderungen begründet, ein Bedürfnis ist eine lediglich *gefühlte* Mangelsituation.

Im Bereich der Tierschutzforschung wird dementsprechend meistens auf eines von zwei wichtigen Konzepten zurückgegriffen:

1. Das *Bedarfsdeckungs- und Schadenvermeidungskonzept*, das aus der schweizerischen Tierschutzforschung kommt. Hier wird angenommen, dass ein Tier sich eben immer so verhält, wie es zur Vermeidung von körperlichen oder auch psychischen Schäden, Schmerzen und Leiden und zur Deckung aller wichtigen Bedarfslagen notwendig ist. Das Bedarfsdeckungs- und Schadenvermeidungskonzept beruht also im Wesentlichen auf einem Regelkreismodell, wo jede gefühlte und festgestellte Abweichung von einer gewünschten »Normalsituation« dazu dient, sein eigenes Verhalten zu verändern. Häufig ist dann das daraufhin gezeigte Verhalten als Appetenz, als Suchverhalten zu erkennen, mit dem eine Veränderung, beispielsweise Schatten bei Hitze, Nahrung bei Hunger o. Ä., aktiv aufgezeigt werden kann.
2. Das aus der britischen Tierschutzforschung kommende *Konzept der fünf Freiheiten*, das etwas komplexer ist. Hier wird gefordert, dass ein von uns gehaltenes oder anderweitig beeinflusstes Tier fünf wichtige Zustände erreichen können muss:
 - Freiheit von Schmerz und Krankheit
 - Freiheit von Hunger und Durst

- Freiheit von Angst und Leiden
- Freiheit von haltungsbedingten Defiziten (Beispiel: Der Hund braucht eine Hundehütte, wenn er draußen leben soll.)
- Freiheit zum Ausleben seines naturgemäßen Verhaltensrepertoires: Gerade diese Forderung, die Freiheit zum Ausleben des Verhaltensrepertoires, wird allerdings von neuen tierschutzethologischen Arbeiten bereits wieder relativiert: Es geht nicht um die Abspulung eines möglichst großen Teils des arttypischen Verhaltensrepertoires, sondern es geht darum, dass das Tier mit dem Verhalten auch ein Erfolgserlebnis erzielen kann. Diese Diskussion ist beispielsweise im Zusammenhang mit der Substitution des Jagdverhaltens, also mit Beschäftigungsmöglichkeiten, die das Jagdverhalten des Hundes simulieren (Nasenarbeit, Dummyarbeit, Apportieren o. Ä.) häufig von Bedeutung.

Aus den Grundbedürfnissen (siehe Tabelle) heraus entstehen und resultieren bei Mensch wie anderem Tier Verhaltensweisen, die durchaus dann als problematisch empfunden werden können, wenn sie übersteigert bzw. unangemessen gezeigt werden.

Mensch	Hund
Nahrung	Nahrung
Wärme	angepasste Temperatur
Ruhe/Schlaf	Ruhe/Schlaf
körperliche Unversehrtheit/Überleben	körperliche Unversehrtheit/Überleben
Sicherheit > Verlässlichkeit	Sicherheit > Verlässlichkeit
Sozialkontakt/Kommunikation	Sozialkontakt/Kommunikation
Heim	Heim
Reproduktion	Reproduktion
Aktivität > Lernen	Aktivität > Lernen

Daraus entstehen:

- diverse Motivationen und aus diesen
- diverse Verhaltensweisen zur Statussicherung und -wahrung.

Beispiele dafür:

- Wettbewerbsaggressionen
- Jagdverhalten/Beutefangverhalten
- Kommunikation (im weitesten Sinne) dient in der Regel dazu, den Sozialpartner zu beeinflussen, oft auch zu manipulieren.

»Motivation«

Die zentrale Frage, die hinter einer Motivation steht, ist: WARUM. Wer selbst kleine Kinder in seiner Umgebung hat, weiß aber, wie nervig die Frage „Warum“ immer wieder sein kann. Einer der Gründe dafür liegt eben in der Unbestimmtheit dieses Begriffs. Die Frage, warum die Störche im Herbst in den Süden fliegen, kann man auf sehr unterschiedliche Weise beantworten: Weil sie es von ihren Eltern so gesehen haben, weil die Tage kürzer werden, weil die Nahrung knapper wird, weil sie sich an Sternen, Himmelskörpern oder auch Landmarken oder dem Magnetfeld orientieren. Daher hat der britische Verhaltensbiologe Nikolaas Tinbergen bereits 1963 ein sehr viel besseres System von Fragen für die Erklärung biologischer Phänomene aufgestellt. Er fragt mit weitaus konkreteren Fragewörtern:

- WOHER kommt ein Verhalten, also wie sieht es mit der stammesgeschichtlichen Verteilung bei den Vorfahren aus?
- WOZU dient es, also welche evolutionären Vorteile hat(te) es?
- WIE funktioniert es, also welche Hormone, Sinnesorgane, Nervenaktivitäten etc., aber auch Lernprozesse usw. sind hierfür notwendig?
- WODURCH, also durch welche individualgeschichtlichen Vorgänge, Prägungen, Sozialisationsschritte usw., wurde es im individuellen Tier ermöglicht?

Diese, oft als Tinbergen-Fragen bezeichneten Aspekte müssen, um ein Verhalten vollständig zu verstehen, alle gleichmäßig und gleich wichtig beantwortet werden. In unserer hier verkürzten Darstellung werden wir manchmal die eine, manchmal die andere Frage zur Erklärung eines merkwürdigen Verhaltens eines Hundes heranziehen. Wir müssen uns

jedoch dabei immer im Klaren sein, dass wir damit *nur einen Aspekt*, und *nicht die vollständige Erklärung* gefunden haben.

Warum wird das getan, was getan wird? Welche Aktivitäten müssen geleistet werden, um die angestrebte Bedarfsdeckung zu erreichen bzw. Schäden zu vermeiden? Die erfahrenen Konsequenzen aus bestimmten Verhaltensweisen stärken oder schwächen die Motivation. Durch solche Lernerfahrungen verändert sich das Verhalten in der Zukunft und dies kann auch die Motivation verändern.

Lernprozesse, die mit Hilfe des Selbstbelohnungsbotenstoffes Dopamin stattfinden, steigern z. B. die Bereitschaft, Gleiches in Zukunft öfter zu tun. Lernvorgänge, die mit vielen Stresshormonen gekoppelt waren, nehmen (den meisten Lebewesen jedenfalls) die Lust auf Wiederholung.

Denken wir uns ein alltagstaugliches Szenario: Wir wollen eine Tafel Schokolade und gehen in den Supermarkt. Mit der ausgewählten Leckerei gehen wir zur Kasse. Dort erhalten wir nach dem Bezahlen als besonderen Bonus einen kostenlosen Keksriegel. Am nächsten Tag wollen wir wieder Schokolade, versuchen aber eine Alternative. Statt zu bezahlen, laufen wir aus dem Supermarkt als Ladendieb heraus. Wir wurden aber beobachtet und nach einer wilden Verfolgungsjagd werden wir gestellt. Viel Ärger steht an ...! Am 3. Tag verspüren wir wieder Lust auf Süßigkeiten, ziehen aber beschämt einen anderen Supermarkt vor. In Erinnerung an die nervenaufreibenden Geschehnisse nach dem Ladendiebstahl zieht es uns zielgerichtet an die Kasse. Und unterschiedlich erwacht die Hoffnung, vielleicht auch hier wieder einen Bonus-Keksriegel zu erhalten. Wird diese Hoffnung erfüllt, wird der künftige Gang zur Kasse zusätzlich motiviert eingeschlagen.

Grundsätze der Lernforschung

Das Verhalten von Tieren wird sehr stark durch Erfahrungen beeinflusst. Erfährt ein Tier zum ersten Mal eine Kombination aus äußereren Umständen, wird es sich in einer bestimmten Art und Weise dabei verhalten. Werden dieselben Umstände jedoch immer wieder präsentiert, ändert sich das Verhalten mit der Zeit. Durch die Erfahrung der Wechselwirkung mit der Umwelt hat auch das Tier sich verändert und dadurch die Fähigkeit erlangt, sich in Zukunft wiederum anders zu verhalten.

Der Prozess der Wechselwirkung zwischen Tier und Umwelt mit der danach folgenden Verhaltensänderung wird als Lernen bezeichnet und bildet die Basis aller Trainings- und Ausbildungs- sowie vieler Erziehungsvorgänge. Konkret nimmt man immer dann einen Lernprozess an, wenn ein Tier sein Verhalten in einer vergleichbaren Situation vorhersagbar aufgrund von vorangegangenen Erfahrungen verändert hat.

Hier sind also zwei wichtige Begriffe enthalten, nämlich:

- die vergleichbare Situation und
- die vorhersagbare Veränderung.

Kann ein Hund also etwas, was wir ihm mühsam beigebracht zu haben glauben, noch nicht zeigen, dann müssen wir bei der Fehleranalyse genau nach diesen beiden Punkten suchen. Ist die Situation für ihn überhaupt vergleichbar? Und ist seine Verhaltensänderung bereits so stabil, dass wir sie als vorhersagbar bezeichnen können?

Das erstgenannte Problem besteht eben oftmals dann, wenn der Hund auf dem Gelände der Hundeschule bestimmte Übungen perfekt ausüben kann, im Alltag jedoch nicht. Es fehlt die sogenannte Generalisierung (was hier gilt, gilt auch woanders). Das zweite Problem besteht dann, wenn wir

eine Übung ab und zu, beispielsweise ohne starke Ablenkung, bereits abrufen können, sobald die Ablenkung dazukommt, aber eben nicht mehr. Dann befindet sich dieser Hund eben lernbiologisch gesagt noch nicht in der Kann-Phase, sondern immer noch in einem Teil seiner Lernphase.

Pawlow'sches Lernen

Eine Vielzahl von Untersuchungen zur Lernfähigkeit und Gedächtnisbildung wurden bei Labortieren durchgeführt und haben durchaus Bedeutung für das Verhalten in der realen Umwelt. Jedoch haben neuere Untersuchungen gerade auch an Hunden gezeigt, dass es Prozesse gibt, die mit den einfachen Reiz- und Reaktionsschemata der Laborlernpsychologie nicht erklärbar sind. Im Labor wurden Lernvorgänge vorwiegend auf Basis der sogenannten Konditionierung durchgeführt. In der *klassischen Konditionierung*, auch als *Pawlow'sches Lernen* bezeichnet, wird ein vorher neutraler Reiz durch die nachfolgende Darbietung eines bisher unkonditionierten Reizes zu einer Verknüpfung geführt. Bestes Beispiel dafür ist der Namen gebende »Pawlow'sche Hund«, der nach einiger Zeit gelernt hat, dass ein Klingelton mit Futtergabe verknüpft ist und schon beim Hören des Klingeltons anfängt zu speicheln. Häufig sind solche klassischen Konditionierungsvorgänge die Basis von Reaktionen etwa bei Stress, Angst oder ähnlichem Lernen in unangenehmen Situationen.

Bei der instrumentellen oder operanten Konditionierung wird ein bestimmtes Verhalten, dass das Tier zufällig zeigt, etwa das Drücken eines Hebels, durch einen positiv oder negativ verstärkenden Reiz an- oder abtrainiert. Hier wird also durch eine Handlung des Tieres selbst eine für das Tier angenehme Konsequenz ausgelöst bzw. eine unangenehme Konsequenz vermieden.

Gewöhnung, Sensibilisierung, Auslöschung

Die einfachsten Formen des Lernens sind *Gewöhnung* (= *Habituation*) und *Sensibilisierung*. Beim Prozess der Gewöhnung lernt das Tier, dass eine Situation keine Bedeutung hat, die Reaktion schwächt sich ab. Im Fall der

Sensibilisierung lernt das Tier, eine Situation vorausschauend als bedeutungsvoll zu erkennen und die Reaktion verstärkt sich. Nochmals ein anderer Vorgang ist die sogenannte *Auslöschung (Extinktion)*. Dabei wird eine einmal gelernte und als bedeutungsvoll erfahrene Reizkombination plötzlich ihres Vorhersagewertes beraubt, weil die erwartete Konsequenz nicht mehr eintritt. Extinktionslernen setzt je nach Persönlichkeit und je nach Optimismus bzw. Pessimismus des betreffenden Tieres früher oder später ein.

Generalisierung

Ebenfalls von der Lernfähigkeit getrennt betrachtet werden muss der Begriff des Gedächtnisses. Eine der bereits genannten höheren Lernformen, die mit den einfachen Regeln des Reizreaktionslernens nicht mehr erklärbar ist (selbige Regeln beherrschen leider immer noch die Hundeausbildung und Hundetrainerausbildung), ist die Form von *Generalisierung* und *Abstraktion*, die auch als »Lernen des Lernens« bezeichnet wird. Wenn einem Tier eine Reihe von ähnlichen Situationen präsentiert wird, z. B., wenn es nacheinander lernt, verschiedene Musterpaare jeweils als ein positiv und ein negativ belegtes Muster zu lernen, wird mit der Zeit der Lernerfolg mit jedem neuen Musterpaar verbessert, und schließlich setzt eine Verallgemeinerung ein, die z. B. dem Tier sagt: Alle eckigen Strukturen werden mit Futter belohnt, alle runden dagegen nicht. Je nach Tierart und Situation dauert es unterschiedlich lange, bis solche Generalisierungen einsetzen.

Situationsabhängiges Lernen

Lernprozesse funktionieren offenbar schon durch bestimmte innere Beschränkungen im Gehirn und im Verhaltensrepertoire des Tieres situationsgebunden unterschiedlich. Es kann nicht ohne weiteres aus einer Lernsituation auf eine andere geschlossen werden. Ein Affe kann z. B. lernen, seine ihm bekannten Artgenossen nach deren jeweiliger Rangposition einzuschätzen und weiß, dass wenn A beispielsweise dominant über B und B dominant über C ist, dann A auch über C

dominieren müsste. Der gleiche Affe ist jedoch nicht in der Lage, drei unterschiedlich große Behälter nach Größe von links nach rechts zu sortieren. Andere Affenarten haben sogar einen eigenen Warnruf für „Schlange“, doch sind sie nicht in der Lage, eine unterm Busch verschwindende Schlangenspur mit Gefahr in Verbindung zu bringen. Ratten oder Hamstern kann man zwar beibringen, sich durch Aufrichten auf die Hinterbeine einem Strafreiz zu entziehen, jedoch nicht, sich dafür das Gesicht zu waschen oder andere Körperpflegehandlungen. Mehrere Stunden nach der Einnahme von Futter mit Brechmittel kann ein Brechreiz erstmals auftreten und wird ziemlich sicher dem Tier dieses Futter auf lange Zeit verleiden. Versucht man aber, durch Lichtreize oder Töne anzukündigen, dass ein bestimmtes Futter ungenießbar ist, funktioniert diese Addressur selbst in kurzen Zeiträumen nicht.

Lernen im Schlaf?

Untersuchungen an Labortieren und Menschen haben bereits eindeutig gezeigt, dass Gedächtnisfixierung im Schlaf durchaus stattfindet. Bemerkenswerterweise wurden in diesem Zusammenhang auch Untersuchungen an Hunden durchgeführt, die etwas widersprüchliche Ergebnisse liefern: Hunde, die nach einer Übungseinheit, beispielsweise in der Hundeschule, zunächst noch einige Minuten temperamentvoll spielen konnten, hatten nach einem Tag, noch deutlicher aber nach mehreren Tagen bzw. ein bis zwei Wochen, einen besseren Gedächtniszugriff, also bessere Lernerfolge, als Hunde, die nach dieser Lerneinheit spazieren geführt wurden, sofort geschlafen haben oder andere, weniger emotional positiv belegte Tätigkeiten erfuhren.

Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs könnte aus den Ergebnissen von Labortier- und Menschenstudien kommen: Gedächtnisfixierung und Lernen im Schlaf funktionieren nämlich nur dann, wenn die vorangegangene Lerneinheit durch eigene Kombinationsgabe, selbstständiges Erschließen von Zusammenhängen oder eigene, selbst gefundene Lösungswege entstand (wenn man z. B. ein Textstück nur deshalb versteht, weil man sich einige unbekannte Vokabeln selbst zusammengereimt hat oder wenn man eine schwierige

mathematische Aufgabe oder Beweisführung erfolgreich durchdacht hat). Routinemäßiges Auswendiglernen dagegen erbringt diese zusätzliche Fähigkeit zur Gedächtnisfixierung im Schlaf nicht.

Daher spielen also auch für Hunde die Bedingungen des Lernens, des Übungsaufbaus und des Lerninhalts eine Rolle. Um ein „Lernen im Schlaf“ zu ermöglichen, müssten sie vorausgehend selbstständig eine schwierige Aufgabe lösen (z. B. Rettungshundearbeit, Mantrailing oder auch komplizierte Übungen beim Trickdogging), statt sich mit einer eher langweiligen „Sitz – Platz – Fuß“-Gruppenübung mit Routineabläufen zu beschäftigten.

Eine andere Untersuchung aus der Budapester Arbeitsgruppe zeigt übrigens auch, dass Hunde besser schlafen, wenn sie vor dem Einschlafen mit positiven Sozialkontakten seitens des Menschen bedacht wurden, als wenn sie beispielsweise negative Erfahrungen, durch Zurechtweisungen, Aggressionsausbrüche oder andere unerfreuliche Erlebnisse hatten. Auch das ist für den Hundehalter eine durchaus wichtige Erkenntnis: Selbst wenn es zu »Diskussionen« mit dem Hund gekommen ist, so sollte es unbedingt vor dem Einschlafen zur Aussöhnung kommen. Eine positive Kontaktaufnahme repariert die Beziehung und ermöglicht dem Hund einen ruhigen Tiefschlaf. Tiefschlaf ist bekanntermaßen gesund, nicht nur für die Regeneration einer ganzen Reihe von Organen und Geweben im Körper, sondern eben auch für die Gedächtnisfixierung.

Optimale Gedächtnisfixierung

Gedächtnisfixierung durch SCHLAF nach anspruchsvollen Arbeiten/ Aufgaben, nicht aber nach Routineabläufen.

Gedächtnisfixierung durch SPIEL nach eintönigen, langweiligen Arbeiten/Aufgaben, nicht aber nach anspruchsvollen Aufgaben mit eigener Kreativität.

Nachahmung und Beobachtung

Von besonderer Bedeutung sind die bereits angesprochenen höheren Lernleistungen, z. B. soziales Lernen durch Nachahmung, Beobachtung oder auch die Fähigkeit, sich in den Standpunkt eines Artgenossen

hineinzuversetzen. Einsichtiges Verhalten, Werkzeuggebrauch, Einschätzung sozialer Beziehung zu anderen Artgenossen oder auch Einschätzung der Erfahrungsmöglichkeiten eines anderen Artgenossen lassen sich hier ebenso einordnen. Von besonderer Bedeutung ist, dass sozial lebende Hundeartige in besonderer Weise zu höheren Lern- und Gehirnleistungen fähig sind, bei denen sie im Zusammenhang mit Beobachtung sich auch in die Position eines gerade beobachteten Artgenossen hineinversetzen können. Diese kognitive Fähigkeit, die Perspektiven Außenstehender und deren derzeitige und zukünftige Sinneserfahrung einschätzen zu können, ist wiederum stark von fröhkindlichen und jugendlichen Erfahrungen und Trainingsvorgängen abhängig. In den letzten Jahren wurden beispielsweise durch die von der italienischen Biologin und Hundetrainerin Claudia Fugazza eingeführte Methode des Nachahmungs- und Beobachtungslernens (»Do as I do«, man kann dazu viele Filmchen im Internet finden!) ganz neue Perspektiven der Hundeausbildung geschaffen. Menschen, die ihrem Hund einmal dieses Kommando „Mach es nach“ beigebracht haben, können nahezu jede beliebige Bewegung vorturnen und dem Hund das Nachmachkommando geben. Bereits nach wenigen (meist unter fünf) Wiederholungen hat der Hund die Bewegung übernommen. Im nächsten Schritt wird dann das zugehörige Kommando für diese Handlung etabliert. Der Hund zeigt das Verhalten zukünftig, sobald das zugehörige Kommando geäußert wird. In den Untersuchungen von Claudia Fugazza hat sich diese Vorgehensweise regelmäßig als schneller und effektiver gegenüber den anderen, eher traditionelleren Methoden, wie beispielsweise des freien Formens mithilfe von Clickertraining, erwiesen.

Bedeutung von Stress

Nicht zuletzt muss die Bedeutung von Stress und stressartigen Vorgängen für das Lernen hervorgehoben werden. Die Wechselwirkungen zwischen Stresshormonen und Lernprozessen sind sehr vielfältig, so können je nach Situation und Lernaufgabe leichte Erhöhungen sowohl des »Kampfhormons« Noradrenalin wie auch des passiven Stresshormons Cortisol zu einer verstärkten Gedächtnisbildung führen, eine übermäßige

Produktion der gleichen Hormone dagegen zu einer Lernblockade, in jedem Fall aber zu Gedächtnisstörungen. Es ist daher unumgänglich, die individuelle Belastbarkeit und die momentanen Stress- und Belastungsanzeichen jedes Tieres in einer Lern-, Trainings- und Abrufsituation zu beachten, um auf individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten optimal eingehen und diese gegebenenfalls trainingsmäßig beeinflussen zu können.

Neugierde und Erkundungsverhalten

Triebfeder des Lernverhaltens ist unter anderem die Neugierde. Erkundungs- gleich Explorationsverhalten ist eine Eigenschaft, die bei jugendlichen Tieren besonders häufig auftritt. Da der Hund eine sogenannte *Neotenie* (Phänomen der Verjugendlichung unter Beibehaltung jugendlicher Merkmale) in seiner Domestikationsgeschichte durchgemacht hat, ist er auch im Verhalten auf einem jugendlichen Stadium stehengeblieben und bleibt auf diesem Stadium sein Leben lang. Diese Verjugendlichung wiederum führt unter anderem dazu, dass das Erkundungs- und Neugierverhalten, auch das Spielverhalten, bei Haushunden noch viel häufiger im Erwachsenenalter auftritt als etwa bei ihren Vorfahren, den Wölfen. Jedoch sind Hundeartige, auch die nicht domestizierten Wildcaniden, ohnehin schon eine der wenigen Gruppen von Säugetieren, bei denen auch in freier Natur bei erwachsenen Tieren regelmäßig Spiel- und Erkundungsverhalten zu sehen sind.

Zur Zweisprachigkeit des Haushundes

Während der Haustierwerdung des Hundes war der Erwerb einer gewissen Art von zweisprachiger Begabung bei ihm eine besondere Chance für unsere Vorfahren. Wie und wann genau diese Veränderungen im Erbgut und in den Hirnstrukturen des Haushundes entstanden sind, kann noch nicht genau festgelegt werden. Tatsache ist jedenfalls, dass insgesamt knapp 30 Änderungen an Gen-Orten zwischen Wolf und Haushund festgestellt wurden. Und ca. 2/3 davon betreffen die mit der

sozialen Kompetenz und den sozialen Fähigkeiten verknüpften Gehirnregionen!

Einige dieser Fähigkeiten sind wahrhaftig bewundernswert: Haushunde können, vorausgesetzt sie werden in einer familiennahen Art und Weise, wie es bei uns in Westeuropa üblich sein sollte, von Anfang an mit Menschen zusammengebracht, auch eine echte Zweisprachigkeit aufweisen. Sie sind dann nicht nur in der Lage, menschliche Kommunikationsgesten, sondern sogar auch Worte des Menschen zu verstehen und zu lernen.

Die Fähigkeit zum Erlernen von Worten wird genau wie bei unseren kleinen Kindern durch Beobachtung unserer Handlungen und Beobachten und Belauschen unserer Sprache im Umgang mit Gegenständen erzielt. Ein Beispiel dafür ist die Fähigkeit, neue Namen für unbekannte Spielzeuge durch eine Ausschlussentscheidung zu erkennen, wie sie am bekanntesten der ehemalige Fernsehhund Rico gezeigt hat. Rico besaß eine große Zahl von Spielsachen und kannte diese alle mit Namen. Wurde ihm nun unter eine Reihe bekannter Spielsachen ein neues Objekt hingelegt und er dann (im Nachbarraum!) z. B. mit der Gegenstandsbezeichnung »Hol das Nashorn« aufgefordert, so lief er zielsicher zu seinem Stapel und holte das einzige ihm unbekannte Objekt heraus. Er hatte verknüpft, dass der unbekannte Begriff im Befehl wohl mit dem unbekannten Objekt zu tun hatte. Zukünftig konnte er dann auch den Namen Nashorn für dieses Plüschtier. Diese und ähnliche Fähigkeiten zu unserer Belauschung sind, wie mittlerweile auch die neuesten Untersuchungen im Hirnscanapparat zeigen, wohl in ähnlichen Regionen des Großhirns verankert wie auch unser Wortverständniszentrum.

Im Alltag ist diese Zweisprachigkeit des Haushundes Segen und Fluch zugleich. Wir können uns darauf verlassen, dass Hunde durch Beobachten und Belauschen des Menschen auch unbekannte Worte erkennen. Wir können uns auch darauf verlassen, dass Hunde mit unseren Gesten, sogar mit unserer Blickrichtung oder auch mit der Richtung, in die wir sprechen, intuitiv und ohne vorangehendes Training einen Hinweis auf z. B. versteckte Gegenstände ableiten können. Wir müssen aber auch damit rechnen, dass sie das eben auch dort tun, wo es uns nicht so gut gefällt.

Eine häufig ablaufende kleine Szene mag aber noch verdeutlichen, dass die Kommunikation zwischen Hund und Mensch zweiseitig und nicht als Einbahnstraße, sondern sozusagen zweisprachig funktionieren kann: Stellen Sie sich vor, Sie sind gerade mit Ihrem Hund in ein aufregendes Spiel vertieft. Sie werden, beispielsweise durch einen Telefonanruf, unterbrochen. Danach möchte Ihr Hund Sie zum Weiterspielen auffordern. Er tut dies mit der typischen Spielverbeugung, einem hundlichen Signal der Spielaufforderung. Damit hat er Sie automatisch verhundlicht, denn er geht selbstverständlich davon aus, dass Sie dieses Signal verstehen. Anschließend gehen Sie tatsächlich auf sein Spiel ein, und der Hund strahlt übers ganze Gesicht. In diesem Moment hat er sich selbst vermenschlicht, denn das strahlende Lächeln eines Hundes ist eine aus dem Kommunikationsrepertoire des Menschen übernommene Verhaltensweise.

Diese Zweisprachigkeit zu nutzen, ohne den Hund mit unsinnigen, komplizierten Formulierungen zuzutexten, ist eine Kunst, die aber auch gleichzeitig dem besseren Verständnis und der besseren Teampassung zwischen Hund und Mensch dienen kann.

Regulation innerer und äußerer Zustände

Neben dem Begriff des Lernens ist ein anderes, mindestens ebenso bedeutsames, aber in der Öffentlichkeit viel weniger bekanntes Prinzip ausschlaggebend, nämlich das der »Regulation innerer und äußerer Zustände« eines Tieres. Wie ein Pendel, das bei jedem Ausschlag versucht, wieder in den Ruhezustand zurückzukehren, versuchen Tiere, aber auch andere Lebewesen, ständig, mit ihren inneren und äußeren Reizen und Anforderungen im Gleichgewicht zu bleiben. Der für diesen Vorgang normalerweise verwendete Begriff ist der der *Homöostase*.

Ein einfaches Beispiel: Wenn uns in der Sonne zu heiß wird, suchen wir Schatten auf, wenn wir durch das Schwitzen sehr viel Flüssigkeit verloren haben, versuchen wir zu trinken. Stehen wir dann mit einem kühlen Drink im Schatten, reguliert sich unsere Körpertemperatur wieder auf den Sollwert. Und auch unser Wasserhaushalt wird durch das Getränk wieder ausgeglichen. Auch komplexere Formen des Sozialverhaltens sind oftmals als Regelvorgänge im Sinne der Erhaltung der Homöostase vorstellbar. Wenn uns jemand zu nahe kommt, setzen wir ein drohendes Gesicht auf, versuchen eventuell auch, durch bedrohliche Körperhaltung den Betreffenden auf Distanz zu halten. Weicht er dann zurück, ist unser äußeres Gleichgewicht wiederhergestellt, und wir sollten aufhören zu drohen und auch wieder ein nettes oder zumindest neutrales Gesicht aufsetzen. Die Gleichgewichtszustände, die unser Körper anstrebt, sind jedoch nicht immer gleich hoch. Wer abends in einem Tanzlokal oder in einer Kneipe sitzt, beansprucht unter Umständen eine geringere Individualdistanz, als wenn er tagsüber gerade dabei ist, sich auf eine schwierige Prüfung vorzubereiten. Und wer im Hochsommer ein kaltes Getränk sieht, hat unter Umständen ein anderes Bedürfnis danach, als wenn der gleiche kalte Drink ihm im Winter serviert wird. Wegen dieser sich ändernden Sollwerte des Gleichgewichtszustandes hat sich neuerdings eingebürgert, statt von Homöostase von *Allostase* zu sprechen und damit der Erfahrung Rechnung zu tragen, dass wir, und auch andere Tiere, zu unterschiedlichen Zeiten auf unterschiedliche Sollwerte zustreben.

Von sogenannten Trieben und Instinkten

Zwei Begriffe, die in früheren Jahrzehnten in der Verhaltensbiologie weit verbreitet waren, jedoch heute kaum noch eine Rolle spielen, sind unter Hundehaltern populär: Dies sind die Begriffe *Trieb* und *Instinkt*.

Trieb im Zusammenhang mit Jagd, Aggression & Spiel

Der Triebbegriff muss beim Hund für alles Mögliche herhalten, man spricht vom Spieltrieb, Jagdtrieb, Schutztrieb, Wehrtrieb und noch vielem anderen. Unangenehm bei der Sache ist nur, dass dieser Begriff einen schlechten Ruf hat, wer denkt da nicht sofort an Triebtäter? Zudem lässt der Triebbegriff vermuten, und ein früher von Konrad Lorenz entwickeltes Modell zur Steuerung des Verhaltens scheint dies vordergründig auch zu bestätigen, dass der Antrieb zu einem bestimmten Verhalten eben aus dem Tier selbst heraus entsteht und sich dann gewissermaßen einen Ausgang sucht. So wie ein Dampfdruckkessel, der unter zu viel Spannung steht, dann plötzlich platzt oder das Sicherheitsventil herausschleudert.

Verhaltensweisen, die durch einen immer stärker werdenden inneren Antrieb mit immer höherer Wahrscheinlichkeit ablaufen, ohne dass äußere Anlässe dafür gegeben sind, gibt es aber nur wenige. Die meisten davon sind unmittelbar lebensnotwendige Bereiche, wie etwa Schlafen, Nahrungs- oder Wasseraufnahme.

Weder im Bereich Aggression noch im Bereich Sexualverhalten, Jagdverhalten oder Spiel, kommt es zu Triebstauereignissen. Stattdessen werden die meisten Verhaltensweisen primär durch äußere Anlässe ausgelöst. Kommt dann eine innere Handlungsbereitschaft hinzu, wird das betreffende Verhalten auch gezeigt.

Je stärker der äußere Anlass bzw. äußere Reiz, mit umso größerer Wahrscheinlichkeit wird das Verhalten ausgelöst. Je stärker die innere Handlungsbereitschaft, desto kleiner kann der äußere Reiz sein. So gibt es nachweislich kastrierte Rüden, die noch Jahre nach der Kastration in Anwesenheit einer läufigen Hündin das gesamte Sexualverhalten einschließlich Paarung, Hängen und allem, was dazu gehört, zeigen. Hier ist der äußere Reiz durch die Hündin in der sogenannten Standhitze so stark, dass selbst ein nach Kastration nur ganz minimal noch vorhandener innerer Antrieb ausreicht.

Das zweite Problem mit dem Triebbegriff ist, dass es so aussieht, als würde das gesamte darunter zusammengefasste Verhalten von einer gemeinsamen inneren Steuerungsinstanz ausgelöst und bedingt werden. Auch hier sind die Verhältnisse komplizierter: Nehmen wir als Beispiel das Beutefangverhalten. Die Verhaltenskette des Beutefangverhaltens bei Wölfen und damit auch bei Haushunden besteht aus mindestens sieben Elementen. Jedes ist mit einer eigenen Handlungsbereitschaft ausgestattet, und jedes wird von anderen auslösenden Reizen, zum Teil auch von anderen Sinnesorganen, bewirkt. Was wäre denn nun der sogenannte Beutetrieb? Die Suche nach der Beute? Oder das Verfolgen? Oder doch das Zupacken oder gar das Töten? Jedes dieser Verhaltenselemente wird, je nach Rasse und je nach individuellem Hund, unterschiedlich oft und mit unterschiedlicher Begeisterung gezeigt. Ähnliches gilt für den sogenannten Aggressionstrieb. Aggression ist ein Werkzeug und Multifunktionsverhalten, das von mindestens drei oder vier verschiedenen Steuerungssystemen im Gehirn und im Hormonhaushalt bewirkt werden kann. Auch hier sind keine gemeinsame Motivation und kein gemeinsamer Trieb zu erkennen. Ein drittes Beispiel betrifft den sogenannten Spieltrieb. Wieder handelt es sich um mindestens drei verschiedene Verhaltenssysteme. Objektspiel, Beutefang und Sozialspiel haben miteinander genauso wenig zu tun wie Beutefang mit Aggression oder mit dem Sexualverhalten. Auch wenn das Wort Jagdtrieb einfacher und scheinbar leichter zu verwenden ist als »Handlungsbereitschaft zum Verfolgen bewegter Beute«, so wird der Begriff dadurch doch nicht richtiger.

Angeboren oder erlernt – die Sache mit dem Instinkt

Mit am weitesten verbreitet in der Anwendung verhaltensbiologischer Begriffe ist sicher der Begriff *Instinkt*. Obwohl dieser bereits vor Konrad Lorenz üblich war, hat Lorenz viel dazu beigetragen, ihn populär zu machen. Man stellt sich darunter normalerweise ein Verhalten vor, das weitestgehend oder ausschließlich angeboren und damit genetisch bedingt ist und das in einer weitgehend starren und unveränderbaren Form immer gleich abläuft. Beide Bestandteile sind übrigens in der ursprünglichen Verwendung des Instinktbegriffs nicht enthalten. Sie haben sich sozusagen nachträglich eingeschlichen. Der Blick auf den ersten Teil dieser scheinbar einfachen Definition lässt einen schon verzweifeln. Die Einflüsse von Erbgut und Umweltfaktoren, die vom ersten Teilungsschritt der befruchteten Eizelle im Mutterleib bis zum Ende der Pubertät stets in Wechselwirkung zueinander ablaufen, machen es geradezu unmöglich, bei irgendeiner Verhaltensweise den Beitrag der Genetik und den Beitrag der Umwelt an ihrer jeweiligen Ausformung genau festzumachen. Um es mit den Worten des britischen Verhaltensbiologen Richard Dawkins zu sagen:

»Die Frage, wie viel von einem Verhalten durch Genetik und wie viel von der Umwelt bedingt wäre, erscheint etwa so sinnvoll wie die Frage angesichts eines Kuchenstücks, wie viel davon vom Rezept und wie viel von den Zutaten abhängt.« Richard Dawkins

Leider hat gerade die Frage nach dem Anteil genetischer Faktoren im Entstehen und der Ausformung des Verhaltens immer noch, man denke an die unsäglichen Rasselisten der Kampfhundeverordnungen, in vielen Köpfen von Hundehaltern und Behördenvertretern keinen Ersatz gefunden. In Bezug auf die Vorhersehbarkeit und Vorhersagbarkeit von Verhalten sollte man es daher eher mit Karl Valentin halten: »Prognosen sind immer schwierig, vor allem, wenn sie sich auf die Zukunft beziehen!«

Appetenzverhalten, Taxis und Endhandlung

Auch mit der angeblich immer gleich und starr ablaufenden Handlung hat man Schwierigkeiten. Streng genommen besteht eine sogenannte Instinkthandlung, auch nach den klassischen Schriften von Konrad Lorenz, aus einer ganzen Reihe von aufeinanderfolgenden Bestandteilen. Da ist zunächst die Phase des sogenannten ungerichteten Suchverhaltens, auch »ungerichtetes Appetenzverhalten« genannt. Nehmen wir als Beispiel die Suche eines Hundes nach passender Beute: Ungerichtetes Suchverhalten läge vor, solange der Hund mit wachen Sinnen, hoher oder auch tiefer Nase, aber auch noch mit offenen Ohren und offenen Augen durchs Gelände streift, um irgendeinen Hinweis auf ein passendes Beutetier zu finden. In dieser Phase ist ihm noch nicht klar, ob er die Beute hören, sehen oder riechen wird, und er ist daher auch noch für Informationen über alle zur Verfügung stehenden Sinnesorgane offen. Findet er dann eine Spur, wird zunächst eine Orientierung des Körpers auf die Spur hin vorgenommen. Dieser kurze Moment des Innehaltens und Ausrichtens der Körperachse auf den Reiz wird als *Taxis* bezeichnet.

Von nun an beginnt die Phase des sogenannten *gerichteten Such- oder gerichteten Appetenzverhaltens*. Dieses kann bei einem Sichtjäger dem Reiz der davonrennenden Beute gelten, bei einem Nasenjäger der Fährte oder auch, wenn er beispielsweise Mäuse in einem Erdloch piepsen hört, vom Gehörsinn gesteuert sein. In jedem Fall ist nunmehr nur noch dieser Sinnesreiz für den Hund von Bedeutung, andere und über andere Sinneskanäle auftretende Störreize werden ausgeblendet – zumeist auch die verzweifelten Rückrufaktionen des Hundebesitzers! Kommt es dann nach Verfolgung der Beute tatsächlich zu der Chance, diese zu ergreifen, wird die *Endhandlung*, auch *Erbkoordination* genannt, ausgeführt. Nur diese Endhandlung ist starr und läuft in immer gleicher Art und Weise, oft auch in gleicher Geschwindigkeit ab. Das wäre dann etwa der Tötungsbiss. Die genannte, vereinfachte Darstellung lässt außer Acht, dass die Beutefanghandlung des Hundes noch aus weiteren Bestandteilen besteht, sie zeigt jedoch bereits, dass es nicht so einfach ist, wie der Sammelbegriff Instinktverhalten oder gar Instinkt vermuten ließe. In der wissenschaftlichen Fachliteratur wird deshalb der Instinktbegriff heute kaum noch verwendet, weil er mit zu vielen Erwartungen und oft noch unbelegten Vermutungen ausgestattet ist. Die Bezeichnungen für die einzelnen Bestandteile, etwa *Appetenzverhalten*, *Taxis* und *Erbkoordination*

bzw. *Endhandlung*, sind daher wesentlich unverfänglicher und auch gebräuchlicher. Gerade der Begriff Endhandlung sollte auch gegenüber dem Begriff der Erbkoordination bevorzugt werden, solange nicht eindeutig nachgewiesen ist, dass das betreffende Verhalten wirklich in seinen Grundbestandteilen durch die Information des Erbgutes bedingt ist und nicht von Umweltreizen mit geformt wurde.

Dieser kleine Ausflug in die Begriffswelt neuerer Verhaltensbiologie erscheint dem Hundehalter vielleicht überflüssig. Er wäre es streng genommen auch, wenn nicht immer noch viele Leute, die sich als Hundeexperten bezeichnen, mit veralteten Begriffen wie Trieb, Instinkt oder auch veralteten Lernkonzepten, die einseitig auf Konditionierung beruhen, an Hunden, Hundehaltern und deren Zusammenspiel herumdoktern würden – und häufig viel Unheil anrichten, wie einige unserer hier beschriebenen Vierbeiner durch- und erleben mussten. Wenn man glaubt, wissenschaftliche Begriffe verwenden zu müssen, sollte man sich zumindest auf dem neuesten Stand der jeweiligen Wissenschaft befinden!

Anhand der vorangegangenen theoretischen Grundlagen lassen sich die nun im Folgenden beschriebenen Fälle hoffentlich aus einem anderen Blickwinkel erfassen und es wird verständlich, dass es nicht immer »nur« um Problemverhalten geht. Sicher ist die eine oder andere Schilderung auch ein Beispiel für falsch gehandhabte Sozialisations-, Erziehungs- und Ausbildungsmaßnahmen bzw. ein für Hunde nicht verständliches Miteinander zwischen Mensch und Hund. Doch sollen die geschilderten Fälle vorrangig in einen biologischen Zusammenhang gebracht und hormonelle Auswirkungen aufgezeigt werden.

Zur Tagesaktivität

Im Zusammenhang mit dem Beschäftigungswahn, der leider vielen Hundehaltern, vor allem denen mit schlechtem Gewissen, von der Umgebung eingeredet wird, ist es sehr nützlich, sich einmal die wirklichen Tagesabläufe von Hunden anzuschauen, wenn diese nicht von Menschen »zwangsbespaßt« und überbeschäftigt werden. Viel besser als das ohnehin meistens falsch zitierte Wolfsbeispiel sind hierfür Untersuchungen an verwilderten und vom Menschen fern lebenden Haushunden auf nahezu allen Kontinenten geeignet. Übereinstimmend geben nämlich diese Beobachtungen alle an, dass der größte Teil des Tages (ca. 60–70 %) mit Schlafen oder Ruhen verbracht wird. Auch vom Rest der Zeit ist ein Gutteil, nämlich ca. 50–60 % des Rests, wachsames Herumliegen. Der gesamte Funktionskreis Nahrungserwerb nimmt nur ca. 1,2–1,5 Stunden, also 70–90 Minuten ein. Auch eine aktive, über längere Strecken ablaufende Jagd wurde bei diesen verwilderten oder menschenfern lebenden Haushunden fast nie beobachtet. Stattdessen besteht die Nahrungssuche aus einem fuchsartigen Stöbern, wobei durchaus unterschiedliche, überwiegend aber vom Menschen stammende Nahrungsquellen aufgefunden werden.

2,5 Stunden pro 24 Stunden dagegen nimmt durchschnittlich das Sozialverhalten ein. Dieses wird nicht während der Nahrungssuche oder beim Nahrungserwerb und Fressen gezeigt und initiiert, sondern in Ruhephasen, beim Spielen, beim gemeinsamen Abhängen oder entschleunigt durch den Wald schlendern.

Auch die räumlichen Verhältnisse sind aufschlussreich: Das Kernrevier einer Hundegruppe hat meistens nur wenige Quadratkilometer. Auch das gesamte Streifgebiet, in dem man die Hundegruppe zu 95 % der Zeit antreffen kann, ist oft nur ein 3 x 4 Kilometer großes Stück. Viele Stunden

des Tages verbringen gerade auch die Großstadt-Straßenhunde in Arealen von weniger als einem Quadratkilometer.

Aus diesen Gründen ist es viel wichtiger, unseren Hunden Ruhe, Entspannung und ausgeglichene Entschleunigung zu bieten, statt sie permanent und überfordernd zu bespaßen. Deshalb ist auch der Begriff der „Auslastung“ für Haushunde denkbar ungeeignet. Er stammt letztlich aus der Betriebswirtschaft. Wenn ein Schreiner sich eine teurere Kreissäge kauft, muss diese pro Woche auch mehr leisten, also für mehr Kundenaufträge verwendet werden, als ein billigeres Modell, sonst lohnt sie sich nicht. Dies würde im übertragenen Sinne ja beim Hund bedeuten, dass ein Hund von einem guten und dementsprechend seine Welpen auch teurer verkaufenden Züchter mehr Beschäftigung braucht als einer, der für 200 Euro Schutzgebühr aus dem Tierheim übernommen wurde. Dieser Vergleich mit der Werkzeugbeschaffung eines Handwerkers sollte jedem klarmachen, wie absurd der Auslastungsbegriff im Zusammenleben mit unseren Haustieren und speziell auch den Hunden ist. Lassen Sie sich also bitte nicht einreden, Ihr Hund brauche mehr Beschäftigung, wenn er quengelig ist. Möglicherweise ist genau das Gegenteil der Fall!

Was die Beobachtungen an den verwilderten Haushunden übrigens auch zeigen: *Hunde gehen durchaus spazieren!* Sie sind nicht immer nur im schnellen Schritt oder gar im Trab von A nach B unterwegs, und sie zeigen auch nicht immer zielgerichtete Beschäftigungen. Wenn sie ausgesprochen entschleunigt und »gechillt« durch den Wald oder ihren Lebensraum schlendern, dann hat dies durchaus vieles von einem langsamen, gemächlichen Dahinschlendern und Schleichen. Dementsprechend wird auch ihr Informationsbedürfnis über vielerlei Sinneskanäle gleichzeitig dadurch bedient und gedeckt.

Erste Untersuchungen in unserer Arbeitsgruppe haben beispielsweise gezeigt, dass die Dauer des täglichen Spazierengehens durchaus einen positiven, also direkten Zusammenhang mit der Punktezahl auf einer Hyperaktivitätsscala des Hundes hat (Hoppe et al, 2017). Das bedeutet nichts weniger als den Zusammenhang: »Je mehr Spaziergänge, desto größeres Hyperaktivitätsrisiko!«

Auch andere Faktoren hat diese Untersuchung übrigens als Risikofaktoren oder Gegenmaßnahmen zur Hyperaktivitätsproblematik gezeigt:

- Hunde, die die Nacht im Schlafzimmer ihres Halters verbringen können, haben ein *geringeres* Hyperaktivitätsrisiko. Zu diesem Problemkreis haben wir auch bereits erste Fallberichte. So schilderte uns die Halterin eines, als durchaus hyperaktiv mit einem hohen Punktewert im einschlägigen Fragebogen belegten Hundes, dass auf Reisen und bei Fortbildungsmaßnahmen, wenn er »zwangsläufig« bei ihr im Hotelzimmer schlafen musste, der Hund wesentlich ruhiger und entspannter war als Zuhause, wo ein entsprechend strenges Schlafzimmerverbot umgesetzt wurde.
- Viele Fallberichte unterstützen diese Beobachtung: Hunde, die des Nachts in der Nähe des Menschen schlafen können oder unter oder neben seinem Bett, sind wesentlich ausgeglichener, entspannter und schlafen auch besser. Ein besonders interessanter Fall in diesem Zusammenhang wurde eines Tages auf einer Seminarveranstaltung geschildert: Eine Seminarteilnehmerin, Halterin zweier Hunde, hatte so starke eigene Schlafstörungen, dass sie ein Schlaflabor in einer einschlägigen Klinik aufgesucht hat. Dort wurde ihr unter anderem empfohlen, sich während der Nacht ab und zu mit einer Videokamera selbst zu filmen. Die Auswertung der Videoaufnahmen ergab Erstaunliches: In den wenigen Nächten, in denen sie ruhig durchschlief, waren die Hunde viel aufmerksamer, schreckten hoch, lauschten und wechselten sich dabei auch noch ab. In den Nächten, in denen sie selbst ständig hochschreckte, sich hin und her wälzte und immer wieder wach wurde, waren die Hunde tiefenentspannt und schliefen durchgehend den Schlaf des Gerechten. Da, wie wir wissen, ein gesamter Schlafzyklus eines Hundes nur ca. 25 Minuten dauert, im Gegensatz dazu der des Menschen 50–90 Minuten, ist das aber kein Problem. Wacht der Hund ohnehin ab und zu auf, kann er sich auch mal umschauen. Innerhalb des Schlafzyklus aber kommt er schneller und regelmäßiger in die gesunderhaltende Tiefschlafphase, wenn er nicht allein ist.

Ein weiterer Verhaltensbereich, der das Hyperaktivitätsrisiko bei Hunden dämpfen oder steigern kann, sind *soziale Kontakte mit dem Halter*